

„… wenn sich alle outen würden, dann würde jeder ein paar kennen …“¹

Les_bi_schwules L[i]eben in der Steiermark

Gundi Jungmeier und Eva Taxacher

Das Buch *Les_bi_schwules L[i]eben in der Steiermark* von Gundi Jungmeier und Eva Taxacher ist ein Interviewband, der die Lebenssituation von lesbischen Frauen in der Steiermark beleuchtet. Es enthält 32 Interviews mit lesbischen Frauen, die in der Steiermark leben. Die Interviews wurden zwischen 2008 und 2009 durchgeführt. Das Buch ist in zwei Bänden unterteilt: Band 1: „Wenn sich alle outen würden, dann würde jeder ein paar kennen …“ Band 2: „Les_bi_schwules L[i]eben in der Steiermark“.

Ausgangslage

Im Zuge des Projektes *[l]ieben* wurden in den Jahren 2008 und 2009 32 Erinnerungsgespräche mit „gleichgeschlechtlich Liebenden“ und Transgender-Personen geführt.² Mit Hilfe von Aufrufen in zahlreichen Zeitungen, Zeitschriften und Internetmedien wurde dazu eingeladen, durch persönliche Erinnerungen und Erzählungen les_bi_schwule und Transgender-Geschichten der Steiermark sichtbar zu machen. Diese Herangehensweise sowie die Vermittlung weiterer möglicher Interviewpartner/innen im Zuge der Gespräche bewirkten einen Schneeballeffekt und führten zu einem reichen, jedoch niemals „ausreichenden“ Quellstock hinsichtlich einer Repräsentativität des Materials.

In diesem Beitrag konzentrieren wir uns auf Interviews mit Personen, die einen Bezug zur Steiermark sowie les_bi_schwule Erfahrungen haben,³ mit Rücksicht darauf, dass diese Bezüge und Erfahrungen denkbar unterschiedlich voneinander sein können.

Unsere Gesprächspartner/innen sind vorwiegend in ländlichen Regionen der Steiermark bzw. Österreichs geboren worden und dort aufgewachsen und haben sich zu einem Großteil in oder in der Nähe von Graz niedergelassen. Zum Zeitpunkt des Gesprächs waren die meisten der Interviewten zwischen 20 und 50 Jahre alt, verfügten über einen mittleren bis höheren Bildungsgrad und lebten ohne Behinderung. Ein eventueller Migrationshintergrund wurde nicht explizit erfragt und auch von den Interviewpartner/innen nicht erwähnt. Gespräche mit Älteren konnten nur vereinzelt geführt werden.⁴

Methodik und Vorgehensweise

Bei offen geführten narrativ-biografischen Erinnerungsgesprächen bestimmen die Interviewpartner/innen zu einem wesentlichen Teil selbst die Inhalte bzw. setzen die Schwerpunkte im Gesprächsverlauf. Die interviewte Person trifft bei der Wiedergabe von Lebenserinnerungen bewusst oder unbewusst aus dem unsortierten Vorrat an Erinnerungen eine Auswahl, die geordnet und zu einer Erzählung formuliert wird. Dabei verschmilzt selbst Erlebtes mit kollektiven Erinnerungen bzw. Vorstellungen und erworbenem Wissen.⁵

Das Ergebnis des Gesprächs entsteht durch einen teils beabsichtigten und teils unbeabsichtigten Interaktionsprozess zwischen der/dem Befragten und dem/der Interviewer/in.⁶

In diesem Beitrag wollen wir ausgehend vom Interviewmaterial Bezüge und Verbindungen zu theoretischen Konzepten, vorhandenen Studien und Forschungsergebnis-

sen herstellen, um Erfahrungen der interviewten Personen in einen größeren Kontext zu setzen. Aus den Interviews wurden die individuellen Erfahrungen und Erzählungen als Teil und Verweis auf gemeinsame und übergeordnete narrative Strukturen und Deutungsmuster herausgefiltert. Aufbauend auf diese Deutungsmuster und Narrative werden aktuelle theoretische Ansätze und vorhandene empirischen Studien reflektiert.

Sozialwissenschaftliche Forschung zu Lesben und Schwulen
Sozialwissenschaftliche Forschungen seit den 1980er-Jahren hatten häufig die Themen Diskriminierungserfahrungen (z. B. am Arbeitsplatz) sowie die Selbstorganisation (speziell von lesbischen Frauen) zum Thema. Ende der 1990er-Jahre wurde an diese Studien angeschlossen; es wurden Untersuchungen durchgeführt, die das quantitative Ausmaß und die Formen von Gewalt gegen Schwule und Lesben, bzw. die gesellschaftliche Wahrnehmung von Schwulen und Lesben untersuchten, Studien zur Situation junger Schwuler und Lesben, Studien über die Situation von Schwulen und Lesben am Arbeitsplatz und diskursanalytische Arbeiten zu Geschlecht und Sexualität.⁷ Im deutschsprachigen Raum konzentrierten sich die Forschungen (speziell über lesbische Frauen) in den letzten 20 Jahren häufig auf zwei Themen: die Unsichtbarkeit von Lesben und die aktive Diskriminierung bzw. Stigmatisierung in ihren verschiedenen Formen. Weiters wurden in Deutschland Mitte der 1990er-Jahre Studien über Lebenssituation, Sexualverhalten und Stigma-Management schwuler Männer in Zusammenhang mit HIV- bzw. Aids-Prävention durchgeführt.⁸

In diesem Beitrag spielen neben den strukturellen Rahmenbedingungen und ihren impliziten Diskriminierungsmechanismen für ein les_bi_schwules Leben auch die Akteurinnen und Akteure und ihre Handlungsoptionen und selbstermächtigenden Strategien im Umgang mit der eigenen Identität eine wichtige Rolle.

Machtverhältnisse und Dominanzkultur

„Es war lustig, im Stadtpark sozusagen auf die Jagd zu gehen nach jemandem, und dieser Nervenkitzel, weil’s ja eine Gefahr war, trotzdem. Erstens wegen der Polizei; Polizei ist zwar jetzt auch nicht so die große Gefahr gewesen, also eher die Schlägertrupps, die es gegeben hat. […] Sie haben gewusst wo sie hingehen müssen, dass sie Leute verdreschen können. […] Weil es eben oft war, dass die Leute sehr gute Opfer waren, weil sie nicht zur Polizei gegangen sind, das ging ja nicht.“⁹

Machtverhältnisse zeigen sich nicht nur in sozialen, wirtschaftlichen und politischen Diskursen, sondern sind oftmals fest in das Denken, Fühlen, also in das Unterbewusst-

„*„Diese weiblichen Vornamen sind weggestorben, also dass Leute sich keine weiblichen Spitznamen mehr geben. Und sich auch nicht mehr im Scherz mit weiblichen Pronomen ansprechen, was damals gang und gäbe war. Das hat sich einfach daraus entwickelt, dass du auch in der Öffentlichkeit darüber reden konntest. Wenn ich jetzt im Sorger sitz und über meinen Freund spreche, und meinen Freund kennt jeder als das Reserl, dann kann ich zu meinem besten Freund sagen: ‚Ah, das Reserl hat gestern wieder gesponnen. Und einen Vogel hat’s gehabt und das hat ihr nicht gepasst.‘ Und wenn daneben der Regierungsrat Pospischil sitzt, wird der nicht argwöhnisch werden, weil ich rede ja über das Reserl. Wenn ich dort sitze und sag, ‚Der Robert war gestern wieder schwierig und in der Nacht hat er nicht schlafen können‘, oder sonst was, dann ist das schon was anderes. Also man hat sehr drauf geachtet, wie man sich nach außen hin verhält.“*

^[1] Claudia B., Jg. 1986, 17.6.2008.

^[2] An dieser Stelle möchten wir uns bei Frau Mag. Elisabeth Arlt für die Führung der Interviews und die gewissenhafte Nachbearbeitung und Handhabung des Materials bedanken.

^[3] Die Interviews mit Transgender-Personen werden von Isabella Meier in ihrem Beitrag „In der Steiermark [l]iebende Transgender-Personen“ verwendet.

^[4] Wir können hier nur auf die Schwierigkeit hinweisen, ältere Zeitzeuginnen und -zeugen zu finden, die bereit sind, über das Thema Homosexualität zu sprechen, was vielerlei Gründe haben mag. Zum einen möglicherweise das empfundene Tabu über Sexualität im Allgemeinen zu sprechen und zum anderen konkrete Erfahrungen hinsichtlich dessen, große Teile des eigenen Lebens in einer Gesellschaft gelebt zu haben, in der Homosexualität strafbar war und nur im Geheimen gelebt werden konnte. Siehe: „verliebt, verzopft, verwegen“ (Dokumentarfilm, Regie: Katharina Lampert und Cordula Thym, Österreich 2009); Anna HOKEMA, Sandra WILLE, Lesbischer Lebenslauf als Chance für die Gestaltung der Lebensphase Alter? Zusammenfassung der Diplomarbeit: „Soll ich mich noch verstecken mit meine 60 Jahre?“ Soziale Netzwerke von älteren lesbischen Frauen in Berlin betrachtet vor dem Hintergrund des Lebenslage-Konzepts, in: http://www.lesben.org/pdf/2007_Lebenslage_aelterer_Lesben.pdf [Zugriff: 3.11.2009].

^[5] Aleida ASSMANN, Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik, München 2006, 23–29; individuelle Erinnerungen existieren innerhalb eines bestimmten zeitlichen Rahmens und Umfelds, wobei der persönliche Austausch zwischen den Generationen bestimmend ist. Menschen nehmen einen Teil der Erinnerungen ihrer Eltern und Großeltern auf und verknüpfen diese mit eigenen Erfahrungen. Zugleich teilen sie mit Personen aus dem eigenen sozialen Umfeld und aus derselben Altersgruppe bestimmte kulturelle Wertvorstellungen und Deutungsmuster.

^[6] Harald WELZER, Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung (=beck’sche Reihe 1669), München 2005, 164.

^[7] Siehe in: Ulrike HÄNSCH, Individuelle Freiheiten – heterosexuelle Normen in Lebensgeschichten lesbischer Frauen, Opladen 2003, 55–57.

^[8] Siehe in: Ulrich BIECHELE, Schwule Männer aus der Unterschicht. Sexuelle Identität und HIV-Prävention (=AIDS-FORUM DAH, Bd. XXV), Berlin 1996, 25–31.

^[9] Hubert S., Jg.1978, 27.1.2008.

sein der/des Einzelnen eingeschrieben. Ausgehend von Institutionen der Herrschaft (Staat, Kirche usw.), die ihre Machtansprüche durch Gesetze, Verbote, Zwänge und Unterdrückungsmechanismen etablieren, setzt sich dieser Prozess innerhalb der Gesellschaft fort. Diese Streuung von Macht erfolgt, indem Individuen und Gruppen eine Teilhabe an der Macht für sich beanspruchen bzw. diese als ihr selbstverständliches Recht betrachten. Darauf basierend entwickeln sich im Weiteren Dominanzkulturen, die auf einem zumindest teilweisen Konsens beruhen. Sich einer Dominanzkultur zuzuordnen, beinhaltet wiederum den ständigen Druck, diese Privilegien zu erhalten, zu verteidigen und zu legitimieren bzw. sich laufend selbst zu disziplinieren, um das eigene Verhalten der Norm anzupassen. In (scheinbar) egalitären Gesellschaften, die sich auf Gleichheit, Gleichwertigkeit und Gleichberechtigung aller Individuen berufen, besteht die Gefahr von unsichtbarer Dominanz und damit von versteckter Diskriminierung. Durch das Negieren von Ungleichheit und durch die formale Beseitigung der größten politischen, rechtlichen, wirtschaftlichen usw. Hürden entsteht der Eindruck, alle Menschen hätten annähernd gleiche Voraussetzungen, ihr Leben zu gestalten.¹⁰ In den letzten Jahrzehnten wurden rechtliche und soziale Strukturen, die auf eine konservative, katholische Vorstellung von Familien- und Beziehungsformen ausgerichtet sind, langsam, aber kontinuierlich verändert; ein Prozess, der jedoch noch lange nicht als abgeschlossen betrachtet werden kann, im Sinne einer adäquaten Anpassung an die Lebensrealitäten der Menschen (beispielsweise Ehe und eingetragene Lebenspartnerschaft, Adoption, Anzahl von Kinderbetreuungseinrichtungen oder auch Pflege- und Senioreneinrichtungen usw.). Auch bisexuell, lesbisch und schwul L[i]ebende, deren rechtliche und soziale Situation sich zwar allmählich jener von heterosexuellen Menschen annähert und die heute in der Öffentlichkeit stärker sichtbar werden als noch vor wenigen Jahrzehnten, sind immer noch mit deutlich spürbaren sowie mit (un-)sichtbaren Dominanzen konfrontiert.

Gemeinsam ist allen Diskriminierungsformen die Verweigerung von Anerkennung, die im Zusammenleben von Menschen von zentraler Bedeutung ist, da sie sich entscheidend auf Selbstvertrauen, Selbstachtung und Selbstschätzung eines Menschen auswirkt und damit dessen Entwicklung in allen Lebensbereichen beeinflusst. Anerkennung wirkt auf verschiedenen Ebenen und tritt in verschiedenen Formen in Erscheinung. Zunächst ist die rechtliche Anerkennung von enormer Bedeutung. Anerkennung kann zudem auch in Form von sozialer Wertschätzung vergeben werden. Beleidigung und Entwürdigung bedeuten den Entzug von sozialer Wertschätzung, indem Lebensstile, Überzeugungsweisen usw. von Personen oder Gruppen als minderwertig beurteilt werden und sich dies im Verhalten entsprechend widerspiegelt. Nicht zuletzt spielt auch Anerkennung auf persönlicher und emotionaler Ebene eine große Rolle.¹¹ Abgesehen von Diskriminierungsformen, die zumindest theoretisch auf rechtlicher Ebene gelöst werden können (z. B. physische Gewalt, verbale Beleidigungen, Ausschluss von beruflichen Möglichkeiten usw.), bleibt auf der zwischenmenschlichen Ebene ein Graubereich bestehen, in dem Ungleichheiten, Ressentiments bzw. versteckte Diskriminierungen spürbar sind. Diese sind jedoch nur schwer einzuordnen.

Heterosexismus und Homophobie

„So sehen das die meisten am Land, weil die anderen nachher natürlich ihr bürgerliches Leben einschlagen. Sie gründen Familien, haben Kinder, etc., passen perfekt ins Klischeebild eines anständigen Familienvaters. Das habe ich von vornherein gewusst, dass ich das nicht mag. [...] Ich bin schwul, es hilft nichts. Ich werde auch auf Dauer nicht so ein Fassadenleben führen können.“¹²

Wie die meisten westlichen Gesellschaften ist auch Österreich bzw. die Steiermark von Heterosexismus geprägt. Darunter ist ein ideologisches System zu verstehen, bei dem

davon ausgegangen wird, dass Heterosexualität allen anderen Formen und Lebensweisen übergeordnet ist.¹³ Dieses Konzept, bestehend aus Werten, Normen und Verhaltensregeln, beschreibt Gayle Rubin folgendermaßen:

„Diesem System entsprechend sollte Sexualität, die als ‚gut‘, ‚normal‘ und ‚natürlich‘ gilt, im Idealfall heterosexuell, ehelich, monogam, fruchtbar und nicht-käuflich sein, innerhalb derselben Generation und zu Hause stattfinden. Sie sollte dagegen Pornographie, Fetische, Sexspielzeug aller Art und Rollen jenseits von männlich und weiblich ausschließen. Aller Sex, der gegen diese Regeln verstößt, ist ‚schlecht‘, ‚abnorm‘ oder ‚unnatürlich‘.“¹⁴

Jede Form der Diskriminierung von Lesben, Schwulen, Bisexuellen, Transsexuellen, Transgender- und Intersex-Personen und anderen (vermeintlich) nicht heterosexuell L[i]ebenden basiert letztlich auf Heterosexismus, der sich auf verschiedenen Ebenen manifestiert, etwa „im Rechtssystem (etwa im Ehe-, Familien-, Erb-, Miet-, Vermögens-, Wirtschaftsrecht), auf kultureller Ebene (z. B. im Moralsystem der Kirchen und in den Medien) sowie im individuellen Denken, Fühlen und Verhalten der meisten Menschen.“¹⁵

Reaktionen heterosexuell L[i]ebender auf Homosexualität, als auch der internalisierte Selbsthass von Lesben, Schwulen, Transgender-, Intersex-Personen u. a. wird unter dem Begriff Homophobie subsumiert. Die Formen von Homophobie sind sehr unterschiedlich und hängen nicht zuletzt vom Geschlecht der Betroffenen ab. Auch aus diesem Grund können les_bi_schwul L[i]ebende nicht als homogene gesellschaftliche Gruppe betrachtet werden. Die Unsichtbarkeit homosexueller Lebensweisen und demgegenüber die Allgegenwärtigkeit heterosexueller Lebensformen zeigt zum Beispiel eine Bevölkerungsumfrage zu Wahrnehmungen und Werthaltung gegenüber Homosexualität aus dem Jahr 1999.¹⁶ Schwule und Lesben treten für die Mehrzahl der Bevölkerung „äußerst selten oder so gut wie gar nicht in Erscheinung“¹⁷, wobei Lesben noch weniger wahrgenommen werden als Schwule.¹⁸

Das Stigma und Möglichkeiten des Stigma-Managements

„[...] richtige Diskriminierung hab ich nicht erfahren. Aber wobei, es ist so, wenn mich jemand fragt im Job, also lügen tu ich nicht. Es ist mir schon einmal passiert, dass eine Kollegin ganz gezielt gefragt hat und dann hab ich natürlich die Wahrheit gesagt, und das war auch kein Problem, aber ich erzähle es so nicht. Ich erzähle relativ wenig von meinem Privatleben. Außer, wenn man mit Arbeitskolleginnen dann mehr zu tun hat, wenn sich wirklich Freundschaften entwickeln, das gibt es schon auch.“¹⁹

In einem soziologischen Ansatz, der von Erving Goffman entwickelt wurde, bezeichnet ein Stigma eine Eigenschaft, die sich für die Gesamtpersönlichkeit einer Person als abwertend und demütigend auswirkt. Diese Wirkung liegt nicht am Merkmal selbst, sondern an der Bewertung des Merkmals durch die Gesellschaft. Ein Stigma kann ein durch die Umwelt wahrnehmbares Merkmal sein – in diesem Fall ist die betreffende Person grundsätzlich durch das Merkmal „diskreditiert“ (z. B. Nicht-Weiß-Sein), aber

”

„Irgendwann hab ich es aber nicht mehr ausgehalten, das Versteckspiel, und habe mich ganz plötzlich von meinem Freund getrennt. Das war schon gegen Ende meines Studiums. Ich begann gerade mein Probejahr an einem Gymnasium in Graz und hatte panische Angst, dass mein Schwul-Sein meine Lehrerkarriere beenden könnte, bevor sie noch richtig begonnen hat.“

¹⁰ Birgit ROMMELSPACHER, Dominanzkultur. Texte zu Fremdheit und Macht, Berlin 1995, 20–34.

¹¹ Barbara KALETTA, Anerkennung oder Abwertung. Über die Verarbeitung sozialer Desintegration, Wiesbaden 2008, 11–25.

¹² Robert W., Jg. 1967, 26.3.2009.

¹³ Ulrike REPNIK, Die Geschichte der Lesben- und Schwulenbewegung in Österreich, Wien 2006, 50.

¹⁴ Gayle S. RUBIN, Sex denken: Anmerkungen zu einer radikalen Theorie der sexuellen Politik, in: Andreas KRAß (Hg.), Queer Denken. Gegen die Ordnung der Sexualität (Queer Studies), Frankfurt a. M. 2003, 42.

¹⁵ Christopher KNOLL, Manfred EDLINGER, Günther REISBECK, Grenzgänge. Schwule und Lesben in der Arbeitswelt, München-Wien 1997, 10 [zit. nach: Ulrike REPNIK, Die Geschichte der Lesben- und Schwulenbewegung in Österreich, Wien 2006, 50].

¹⁶ Marlies OPPERMANN, Gleichgeschlechtliche Lebensweisen in NRW: Wahrnehmungen, Erfahrungen, Werthaltungen, hrsg. vom Ministerium für Frauen, Jugend, Familie und Gesundheit des Landes Nordrhein-Westfalen, Düsseldorf 1999.

¹⁷ HÄNSCH, Individuelle Freiheiten, 2003, 59.

¹⁸ OPPERMANN, Gleichgeschlechtliche Lebensweisen in NRW, 1999, 11.

¹⁹ Susanne N., Jg. 1977, 14.4.2008.

Erving Goffman, 1967

20 Erving GÖFFMAN, Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität, Frankfurt a. M. 1975, 9–11, 56–57.

21 Ebda., 169–170.

22 Klaus WIESER, Schwule Männer als Zielgruppe für das Marketing. Eine qualitativ orientierte empirische Untersuchung, Frankfurt a. M.-Berlin-Bern [u. a.] 2001, 56–57; Annett LOSERT, „Je lockerer man damit umgeht, desto weniger Probleme hat man“ Handlungsspielräume nicht-heterosexueller Beschäftigter am Arbeitsplatz, in: AG Queer Studies (Hg.), Verqueerte Verhältnisse. Intersektionale, ökonomiekritische und strategische Interventionen, Hamburg 2009, 190.

23 LOSERT, „Je lockerer man damit umgeht, desto weniger Probleme hat man“, 2009, 191.

24 Susanne von PACZENSKY, Verschwiegene Liebe. Zur Situation lesbischer Frauen in der Gesellschaft, München 1981, 105 [zit. nach: HÄNSCH, Individuelle Freiheiten, 2003, 71].

25 Hanna HACKER, Von Frau zu Frau auf dem blanken Parkett der Meta-Ebene. Androzentrische Systematisierung und die Frage nach lesbischer Authentizität (Österreich, 1870–1914), in: WIENER HISTORIKERINNEN (Hg.), Die ungeschriebene Geschichte, Wien 1984, 159; Hanna HACKER, Frauen und Freundinnen. Studien zur „weiblichen Homosexualität“ am Beispiel Österreich (1870–1938), Weinheim-Basel 1987 [zit. nach: HÄNSCH, Individuelle Freiheiten, 2003, 73–74].

26 Eve KOSOFSKY SEDGWICK, Epistemologie des Verstecks, in: Andreas KRAß (Hg.), Queer Denken. Gegen die Ordnung der Sexualität (Queer Studies), Frankfurt a. M. 2003, 113–114.

27 Robert W., Jg. 1967, 26.3.2008.

28 Andreas KRAß, Queer Studies – eine Einführung, in: Andreas KRAß (Hg.), Queer Denken. Gegen die Ordnung der Sexualität (Queer Studies), Frankfurt a. M. 2003, 25.

auch ein Merkmal, das sich der unmittelbaren Wahrnehmung entzieht – in diesem Fall, ist die Person „diskreditierbar“ (z. B. Analphabet/in-Sein).²⁰ So meint Goffman, dass „ein Stigma nicht so sehr eine Reihe konkreter Individuen umfasst, die in zwei Haufen, die Stigmatisierten und die Normalen, aufgeteilt werden können, als vielmehr einen durchgehenden sozialen Zwei-Rollen-Prozess, in dem jedes Individuum an beiden Rollen partizipiert, zumindest in einigen Zusammenhängen und in einigen Lebensphasen. Der Normale und der Stigmatisierte sind nicht Personen, sondern Perspektiven.“²¹

Homosexualität kann im Anschluss an die theoretischen Überlegungen Goffmans als eine „nicht sichtbar“ stigmatisierte Identität angesehen werden.²² Personen mit einem „nicht-sichtbaren“ stigmatisierten Merkmal stehen ständig vor der Entscheidung, dieses zu verbergen oder offenzulegen, bzw. wenn sie es offenlegen, haben sie in vielen Fällen die Möglichkeit zu bestimmen, unter welchen Bedingungen sie dies tun. Grundsätzlich gibt es zwei Strategien mit dem „nicht-sichtbaren stigmatisierten Merkmal Homosexualität“ umzugehen, nämlich „passing“ (als heterosexuell „durchgehen“) und „revealing“ (das Offenbaren des Merkmals). Eine der Formen des Offenbarens ist zum Beispiel das „aufrichtige Reagieren“, d. h. wird man auf das Privatleben oder den/die Partner/in angesprochen, so antwortet man offen.²³

Als Stigma-Management können unterschiedliche Strategien angesehen werden, z. B. die eigene Lebensweise zu verschweigen oder zu leugnen, oder den Kontakt und damit die Kommunikation zu verringern.²⁴

Hanna Hacker hat auf den „Respekt vor dem Schweigen“ hingewiesen; auch das Schweigen von les_bi_schwulen Personen kann als eine Handlungsstrategie betrachtet werden: Die Unsichtbarkeit, die aus der Nicht-Anerkennung durch die Mehrheitsgesellschaft resultiert, wird angeeignet und als ein geschützter Raum genutzt.²⁵

In einer heteronormativen Gesellschaft ist es unmöglich, in allen Bereichen und vor allen Menschen „geoutet“ zu sein. Geheimhaltung bzw. Verleugnung ist eine Folge dieser Strukturen und kann auch bewusst als Strategie des Stigma-Managements angewendet werden, derer sich auch „offen“ lebende Lesben, Schwule oder Bisexuelle in bestimmten Lebenssituationen bedienen.²⁶

Coming Out

*„Mein Outing hat wirklich über Jahre hinweg gedauert, weil es sehr unterschiedlich ist, also zuerst unter Schulkolleginnen und -kollegen, dann mit Freunden, die ich in Graz kennengelernt habe, dann im politischen Bereich und eben auch zu Hause. Man hat überall anders reagieren müssen.“*²⁷

Das Coming Out, d. h. ein sich und anderen „eingestehen“, dass man lesbisch, schwul, bisexuell oder auch transgender „ist“ und so leben möchte, ist nur notwendig, weil es eine heterosexuelle Norm gibt und wir in einer heterosexistischen Dominanzkultur sozialisiert werden. Deshalb ist Coming Out keine einmal zu vollziehende Handlung, sondern muss immer wieder durchgeführt werden.²⁸

Manche wissen „es“ schon immer und handeln auch danach, manche wissen „es“ zwar, sehen aber keine Möglichkeit, danach zu leben und für andere stellen homoerotische Gefühle eine unerwartete Wendung in ihrem Lebensentwurf dar.²⁹ Durch den Begriff „Coming Out“³⁰ wird der Eindruck vermittelt, dass es eine konstante – von der Norm abweichende Wahrheit – gibt. Volker Woltersdorff schreibt dazu: „Das Enthüllen von geheimen Wahrheiten über sich selbst, die genaue Selbstbefragung und Selbstprüfung, das Gebot zur Ehrlichkeit, all das sind Eigenschaften, die die homosexuelle Autobiografie in die Tradition von Beichte und klösterlicher Lebensführung stellen.“³¹ Und weiter: „Doch nicht nur das Sprechen, sondern auch das Schweigen formiert das homosexuelle Subjekt als marginal und verworfen, sei es durch Tabuisierung oder durch die Unmöglichkeit, die richtigen Worte zu finden.“³² Diese Sprachlosigkeit, neben der

Udo Rauchfleisch, 1997

29 Udo RAUCHFLEISCH, Schwule – Lesben – Bisexuelle. Lebensweisen – Vorurteile – Einsichten, Göttingen 2001, 76–117.

30 Die aus dem Englischen stammende Redewendung „Coming Out of the Closet“ findet in der deutschen Sprache kein präzises Äquivalent; gebräuchlich ist jedoch der in der Bedeutung gegenteilige Ausdruck „im Schrank“ oder „im Kasten zu leben“, d. h. in allen oder in bestimmten Lebensbereichen nicht „offen“ lesbisch/schwul zu leben.

31 Volker WOLTERSdorFF, Coming Out. Die Inszenierung schwuler Identitäten zwischen Auflehnung und Anpassung, Frankfurt-New York 2005, 31.

32 Ebda., 32.

33 Teresa de LAURETIS, Queer Theory: Lesbian and Gay Sexualities. An Introduction, in: differences: A Journal of Feminist Cultural Studies 3 (1991) 2, iii–xviii.

34 Judith BUTLER, Hass spricht. Zur Politik des Performativen, Berlin 1998, 181–230.

35 Siehe Erklärung in Fußnote 31.

36 WOLTERSdorFF, Coming Out, 2005, 33.

37 Doris M., Jg. 1962, 16.4.2008.

38 Gertraud F., Jg. 1970, 14.6.2008.

39 KNOLL, EDLINGER, REISBECK, Grenzgänge, 1997, 114 [zit. nach: LOSERT, „Je lockerer man damit umgeht, desto weniger Probleme hat man“, 2009, 186].

40 Dominic FROHN, Out im Office. Sexuelle Identität, (Anti-)Diskriminierung und Diversity am Arbeitsplatz. Ergebniszusammenfassung: www.befah.de/downloads/outimofficeerg.zus.fass.df.pdf [Zugriff: 21.10.2009], 18.

kulturellen Abwertung und Tabuisierung anderer Lebensweisen, ist keine zufällige. So beschreibt Teresa de Lauretis diese als „constructed silence“³³, als konstruiertes Schweigen, und Judith Butler bezeichnet das Verschweigen sogar als eine implizite Zensur.³⁴ Eve Kosofsky Sedgwick skizziert die Situation, in der sich Homosexuelle befanden (bzw. befinden), nämlich ein Dasein in einem Wissens- und Diskursregime, das im Abdrängen homosexueller Lebenswirklichkeiten besteht. Dabei lassen sich Angehörige des „Closet“ (Verstecks)³⁵ von jenen unterscheiden, die zu den Privilegierten des Regimes zählen. Das Versteck bedeutet die geheime und verschwiegene Privatsphäre, sowie die so genannte Subkultur. Zwischen den Angehörigen und Nicht-Angehörigen des „Closet“, den Mitgliedern der sogenannten (vermeintlich heterosexuellen) Mehrheitsgesellschaft, besteht ein hierarchisches Verhältnis, bei dem die Nicht-Angehörigen entscheiden können, ob sie „es“ wissen oder nicht wissen, ob sie darüber schweigen oder nicht schweigen.³⁶

Gundi Jungmeier, 2009

*„Die Mutter ist nicht eine, die nicht alles fragt, wenn sie was wissen will, aber sie hat mich bis jetzt nicht gefragt. Und ich […] hab viel überlegt und es ist viel diskutiert worden, mit Freundinnen, was das für ein/ Warum ich das nicht sage, und ich hab viel drüber nachgedacht. Ich sehe keinen Vorteil.“*³⁷

Gundi Jungmeier, 2009

Die Perspektive, dieses Nicht-Sehen, Nicht-Wissen und Nicht-Erfragen als Entscheidung der „Nicht-Angehörigen des Closet“ anzusehen, verlagert die Verantwortung von denen, die vermeintlich „anders“ sind, die „herauskommen“ müssen und davon erzählen, auf die Mitglieder der Mehrheitsgesellschaft, die üblicherweise davon ausgehen, keinerlei Verantwortung in diesem Punkt zu tragen.

Eine Privatangelegenheit?

*„Ich glaube, […] die hätten gar kein Problem, aber ich halte mich privat noch immer so weit raus, dass es [das Coming Out, Anm. d. A.] nicht wirklich notwendig wird. Obwohl ein paar schon gesagt haben: ‚Ja, unbedingt, wir wollen zur Wohnungseinweihung [kommen].‘ Und ich denke mir eh schon: ‚Ja kommt’s‘. Aber was mache ich dann mit dem Schlafzimmer? Das große Bett da in der Mitte. Soll ich sagen ich schlaf da allein drinnen?“*³⁸

In einer der bislang umfassendsten Studien zum Thema Homosexualität am Arbeitsplatz aus dem Jahr 1997 gaben 81 Prozent der befragten Männer und Frauen an, im Arbeitsleben schon einmal aufgrund ihrer sexuellen Orientierung diskriminiert worden zu sein.³⁹ Eine Studie aus dem Jahr 2007 zeigt keine große Änderung der Situation; so kommt der Autor Dominic Frohn zum Ergebnis „52 % der Befragten gehen am Arbeitsplatz verschlossen mit ihrer sexuellen Identität um.“⁴⁰ Quantitative Erhebungen bieten nur eine limitierte Sicht auf dieses komplexe Thema; so weisen zahlreiche Autorinnen

„Am ersten Regenbogenball in Wien, da wurde ein Paar gesucht, ein Mann, eine Frau, die den ersten Walzer tanzen. Und das war damals gar nicht leicht für die Organisatoren und Organisatorinnen, ein Paar zu finden. Weil viele abgesagt haben, aus beruflichen Gründen. Weil sie Angst gehabt haben, sie würden sich dort outen, und sie waren irgendwo in beruflichen Zusammenhängen, wo sie das nicht wollten. Ich arbeite selbstständig, mir war das egal, und ich habe dann eröffnet mit einem männlichen Partner. Ich im dreiteiligen Anzug und er im Kleid.“

Christopher Knoll, Günther Rejsbeck, Manfred Edlinger, Das Ende der Opferhaltung, in: Dt. Aids-Hilfe 1999, 25-26 [zit. nach: LOSERT, „Je lockerer man damit umgeht, desto weniger Probleme hat man“, 2009, 187]; HÄNSCH, Individuelle Freiheiten, 2003, 65-66.

41 Christopher KNOLL, Günther REJSBECK, Manfred EDLINGER, Das Ende der Opferhaltung, in: Dt. Aids-Hilfe 1999, 25-26 [zit. nach: LOSERT, „Je lockerer man damit umgeht, desto weniger Probleme hat man“, 2009, 187]; HÄNSCH, Individuelle Freiheiten, 2003, 65-66.

42 Jörg MAAS, Identität und Stigma-Management von homosexuellen Führungskräften, Wiesbaden 1999, 7 [zit. nach: LOSERT, „Je lockerer man damit umgeht, desto weniger Probleme hat man“, 2009, 187-188].

43 Annett LOSERT, Lesbische Frauen im Angestelltenverhältnis und ihr Umgang mit dieser Lebensform am Arbeitsplatz, Magisterarbeit, München 2004 [zit. nach: LOSERT, „Je lockerer man damit umgeht, desto weniger Probleme hat man“, 2009, 188].

44 LOSERT, „Je lockerer man damit umgeht, desto weniger Probleme hat man“, 2009, 186.

45 Ebda., 192; Martin KOSCHAT, „Es widerspreche keineswegs...“ Lesben und Schwule in der Arbeitswelt. Thema des Österreichischen Schwulen- und Transgenderforums 1998 in Klagenfurt, in: sinnhaft. Zeitschrift für soziologische Nomadie (1999) 4, o. S.

46 RAUCHFLEISCH, Schwule – Lesben – Bisexuelle, 2001, 140; LOSERT, „Je lockerer man damit umgeht, desto weniger Probleme hat man“, 2009, 193-198.

47 LOSERT, Lesbische Frauen im Angestelltenverhältnis, 2004, 126 [Zit. nach: LOSERT, „Je lockerer man damit umgeht, desto weniger Probleme hat man“, 2009, 193].

48 LOSERT, „Je lockerer man damit umgeht, desto weniger Probleme hat man“, 2009, 193.

49 Andreas R., Jg. 1967, 24.6.2008.

50 PACZENSKY, Verschwigene Liebe, 1981, 129-130 [zit. nach: HÄNSCH, Individuelle Freiheiten, 2003, 71].

und Autoren darauf hin, dass eine Verschiebung auf die Analyse der persönlichen Eingebundenheit und der Handlungsmöglichkeiten von Nicht-Heterosexuellen in ihrem Lebensumfeld notwendig ist.⁴¹ Differenziertere Betrachtungen sind in qualitativen Studien möglich. So führte Jörg Maas Interviews mit schwulen Männern zu unterschiedlichen Strategien des Umgangs mit sexueller Orientierung am Arbeitsleben durch. Diese Strategien reichen von der bewussten Vorspiegelung eines heterosexuellen Lebens bis zur absoluten Offenheit über die eigene Homosexualität und sind nicht als starre Kategorien zu verstehen, sondern als veränderbare und prozesshafte Strategien.⁴² Ähnliche Ergebnisse lieferte auch eine qualitative Untersuchung über den Umgang von lesbischen Angestellten; auch hier basiert der Umgang mit der eigenen sexuellen Identität am Arbeitsplatz nicht auf einer einmaligen Entscheidung, sondern besteht aus einem dauerhaften Prozess der Auseinandersetzung.⁴³ Die Einschätzung des Arbeitsumfeldes, der Arbeitskolleginnen und -kollegen, Vorgesetzten, sowie eigene Befürchtungen sind Teil des so genannten Informations-Managements. Darunter wird die Notwendigkeit verstanden, die für nicht-heterosexuelle Lebende besteht, die eigene Kommunikation hinsichtlich der sexuellen Orientierung andauernd energieaufwendig zu überwachen.

Dieses Informations-Management ist für heterosexuelle Beschäftigte am Arbeitsplatz in dieser Form nicht notwendig. Heterosexualität wird als selbstverständlich angenommen und am Arbeitsplatz nicht verhandelt.⁴⁴ „Das Gespräch über den gleichgeschlechtlichen Lebenspartner [die gleichgeschlechtliche Lebenspartnerin, Anm. d. A.] wird von Kolleg_Innen oft als sexuell und damit fehl am Platz aufgefasst, während das Gespräch über heterosexuelle Partnerschaften und Kinder oder das Zeigen von Heterosexualität (Ehering, Foto der Familie etc.) als normales privates Miteinander unter Kolleg_Innen gilt und nicht hinterfragt wird.“⁴⁵

Maßnahmen oder Programme zur Diskriminierungsprävention sind immer noch selten; in den letzten Jahren wird der Kategorie „sexuelle Orientierung“ jedoch als einer der Kernkategorien des Diversity Managements in Unternehmen stärkere Aufmerksamkeit gewidmet, wobei auch hier „sexuelle Orientierung“ oftmals schlichtweg Homosexualität meint.⁴⁶

Die Strategien zum Umgang mit der sexuellen Identität am Arbeitsplatz sind situationsbezogen und individuell sehr unterschiedlich. Eine mögliche und weit verbreitete Haltung „Je lockerer man damit umgeht, desto weniger Probleme hat man“⁴⁷ kann – so betonen auch die Interviewpartner/innen jener Untersuchung – nicht als allgemeingültige Handlungsempfehlung verstanden werden.⁴⁸

*„Nichtsdestotrotz ist es so, dass sich zum Beispiel niemand gefunden hat bis jetzt, der Pflegeurlaub beantragt hat oder sonstiges. Obwohl, es gibt all diese Rechte. Aber es wird einfach nicht in Anspruch genommen, weil man sich doch nicht traut, das dann entsprechend auch einzufordern. Weil es natürlich auch mit einer Deklaration verbunden ist.“*⁴⁹

Als Strategien des Stigma-Managements werden am Arbeitsplatz häufig der Kontakt mit Kolleginnen und Kollegen beschränkt, eher distanzierte Beziehungen geführt, Privatgespräche vermieden oder Täuschungstechniken eingesetzt.⁵⁰ Stein-Hilbers u. a. berichten, dass 34 Prozent der befragten Frauen darauf achten, dass sie den Namen und das Geschlecht ihrer Partnerin nicht erwähnen, 64 Prozent warten mit einem möglichen Coming Out, bis sie ihr Umfeld und die Kolleginnen und Kollegen besser kennen, ein Drittel der Befragten vermeidet es, mit Kolleginnen und Kollegen über ihr Beziehungsleben zu sprechen, und mehr als die Hälfte verschweigt es gegenüber den Vorgesetzten. Eine abwartende Haltung, um herauszufinden, ob Vorurteile bestehen und ein Coming Out Konflikte mit sich bringen könnte – so betonen die Autorinnen – ist nicht als Leugnungsmechanismus zu betrachten, sondern als sinnvolle Vorsichtsmaßnahme.⁵¹

Die Unterscheidung von Privatheit (der homosexuellen Lebenswirklichkeiten) und Öffentlichkeit (der institutionalisierten Heterosexualität) schafft für Homosexuelle eine doppelte Anforderung; will man mit anderen in Kontakt treten, muss man erkennbar sein, will man vor Verfolgung und Diskriminierung geschützt sein, darf man nicht erkennbar sein.⁵²

Eine les_bi_schwule Subkultur?

*„Ich bin eigentlich sehr herzlich aufgenommen worden, die zwei, die Thekendienst gehabt haben, haben sich gleich um mich gekümmert und haben mit mir gesprochen. Es ist eher selten, dass neue Leute kommen, die tröpfeln immer so herein. Manche bleiben und manche gehen wieder. […] Es ist einfach ein Ort, wo ich ein Stück Heimat erlebe und mein Lesbisch-Sein ganz normal ist.“*⁵³

Coming Out

Die Unmöglichkeit, les_bi_schwul L[i]ebende als homogene Gruppe zu betrachten, gilt in weiterer Folge auch für die sogenannte „les_bi_schwule Subkultur“. Bei allen Unterschieden zwischen les_bi_schwulen_transgender_intersex Personen – ihre individuellen Lebenssituationen, Wertvorstellungen u.v.m. betreffend – können gleiche oder ähnliche Erfahrungen in einer heteronormativen Umwelt bzw. innerhalb einer heterosexistischen Dominanzkultur gemeinschaftsbildend wirken. In diesem Fall rücken die Gemeinsamkeiten innerhalb dieser konstruierten Gruppe(n) bzw. die Unterschiede zum Konstrukt der anderen Gruppe (Mehrheitsgesellschaft) gegenüber individuellen Aspekten in den Vordergrund.⁵⁴ Dennoch kann nicht von einer homogenen gesellschaftlichen Gruppe bzw. Subkultur ausgegangen werden. Vielmehr handelt es sich um unterschiedliche Institutionen und Orte, an denen nicht-heterosexuell L[i]ebende einander begegnen und Aspekte ihrer Identität leben können. In der Steiermark finden sich eine Reihe von Einrichtungen, Vereinen und Initiativen,⁵⁵ sowie vielfältige Lokal- und Partyszenen. Das Gemeinschaftserlebnis bildet für viele einen wichtigen Teil der Identitätsfindung. Das Coming Out ist für sie gewissermaßen auch das „Coming In“, das Eintreten in eine subkulturelle Gesellschaft. Der Austausch mit anderen, gemeinsame Aktivitäten und Veranstaltung machen auch das individuelle Coming Out zu einer sozialen Praxis. Zugleich finden eine Organisation des Zusammenlebens und die Vermittlung von Techniken des Stigma-Managements statt. Aus diesen Gemeinschaften entwickel(te)n sich auch „kollektive Identitäten“ bzw. ein „kollektives Gedächtnis“ und auch „kollektive Gedächtnisorte“, die sich in Veranstaltungen wie dem international stattfindenden „Christopher Street Day“ oder dem „Tuntenball“ in Graz manifestieren.⁵⁶

Christopher Street Day

Coming Out

Coming Out

Coming Out

Coming Out

Coming Out

„Im Nachhinein sag ich, das Nicht-Geoutet-Leben, das macht mit der Zeit schon etwas Negatives mit einem. In der ersten Zeit war’s mir egal, weil ich ja nie geoutet war. Aber jetzt hab ich wirklich die Nase voll davon und mag auch deswegen da nicht mehr leben. Ich hab es abenteuerlich gefunden, die ersten Jahre, dieses Geheimnis zu haben. Aber mit der Zeit war es halt nicht mehr lustig. Weil immer zu lügen oder Ausreden zu suchen auf ‚Ja, was ist denn mit dir? Hast noch keinen Freund?‘ Dieses Bemitleiden von meinen Arbeitskolleginnen mit ihren fürchterlichen Männern. Wo ich lieber allein bin, als mit einem von denen zusammen zu sein. Und ich muss mir von denen Mitleid anhören. Ich hab eh gelogen bis zum Gehtnichtmehr, ich hab alle angelogen. Nur es ist irgendwann nicht mehr witzig. Wenn du eingeladen bist, wenn es eine Feier gibt, und alle kommen mit ihren Partnern und Partnerinnen, nur ich nicht. Und das war oft der Fall. Ich hab wirklich oft meine Freundin verleugnen müssen.“

51

Marlene STEIN-HILBERS, Monika HOLZBECHER, Gewalt gegen lesbische Frauen. Studie über Diskriminierungs- und Gewalterfahrungen, Düsseldorf 1999, 165.

52 WOLTERS DORFF, Coming Out, 2005, 33.

53 Erika R., Jg. 1960, 17.6.2008.

54 Bernd SIMON, Amélie MUMMENDEY, Selbst, Identität und Gruppe: Eine sozialpsychologische Analyse des Verhältnisses von Individuum und Gruppe, in: Bernd SIMON, Amélie MUMMENDEY (Hg.), Identität und Verschiedenheit. Zur Sozialpsychologie der Identität in komplexen Gesellschaften, Bern-Göttingen-Toronto u. a. 1997, 13-15.

55 Siehe dazu die Beiträge über aktuelle Bewegungen, Initiativen, Gruppen und Vereine im vorliegenden Band.

56 WOLTERS DORF, Coming Out, 2005, 177-182.

„Durch das recht frische Coming Out [war ich] sehr stark euphorisiert und voller Tatendrang, und wollte unbedingt recht bald mit einer Nachfolgeorganisation [der HOSI Steiermark, Anm. d. A.] starten. Das war allerdings nicht so leicht, weil eine Organisation kann man ja nicht alleine machen, dazu braucht man schon mehrere Leute. Es gab dann auch mehrere Leute, die sich im Lauf der nächsten Zeit getroffen haben. Der erste Anfang war eine Gesprächsrunde, die sich wöchentlich oder vierzehntägig [...] getroffen hat, und da wurde über alles Mögliche im Zusammenhang mit Homosexualität gesprochen, und aus diesem Kreis heraus ist auch immer wieder diskutiert worden, ob man wieder einen eigenen Verein macht.“⁵⁷

In der Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Strukturen und bestehenden Benachteiligungen steigt durch eine hohe Identifikation mit dem „wir“ die Bereitschaft, sich z. B. an politischen Aktionen zu beteiligen. Dabei findet einerseits eine Identifikation mit der (konstruierten) Gruppe – also den les_bi_schwul L[i]ebenden – und andererseits mit der Organisation (oder den Gruppen und den Organisationen) in die die/der Einzelne engagiert ist, statt.⁵⁸

Schlussbemerkung und Ausblick

„Ich finde es ganz toll, wenn Frauen wie die Lisa Rücker⁵⁹ an die Öffentlichkeit kommen und sich öffentlich outen und ich glaube, das bringt immer sehr viel weiter. Das ist meiner Meinung nach auch etwas, das nicht radikal geht, und was einfach im Laufe der Zeit sowieso passiert, und jede Lesbe und jeder Schwule, die oder der sich irgendwo in der Öffentlichkeit outet, bringt alle einen Schritt weiter. Und das ist eine wichtige Sache und dafür lohnt es sich auch.“⁶⁰

Mittlerweile liegt eine Reihe von Studien zur Lebenssituation von Lesben und Schwulen im deutschsprachigen Raum vor, die sich jeweils auf bestimmte Teilbereiche konzentrieren. Tradierte gesellschaftliche Strukturen, welche nicht-heterosexuell L[i]ebende stigmatisieren und diskriminieren, wirken sich oft nachteilig auf die individuellen Lebenssituationen dieser Personen aus und erschweren auch diesbezügliche Forschungsprojekte, da eine quantitativ nicht erfassbare Anzahl von Menschen sich nach wie vor nicht zu ihrer sexuellen Orientierung öffentlich äußern möchte.

”

„Meine Eltern sind total konservativ. Die sind integriert in die Pfarrgemeinde, gehen jeden Sonntag in die Kirche und sind eine anerkannte Familie. Dass ich mich da oute, also Hand in Hand mit der Barbara gehe, das geht nicht. Ich will das nicht! Ich fühle mich dabei nicht wohl, und ich hab überhaupt keinen Bock, das zu machen. Die Mutter ist nicht eine, die nicht alles fragt, wenn sie was wissen will. Aber sie hat mich bis jetzt nicht gefragt. Und ich hab viel überlegt, und es ist viel diskutiert worden, mit Freundinnen, warum ich das nicht sage. Und ich hab viel darüber nachgedacht. Ich sehe keinen Vorteil. Wäre es ein großer Vorteil für mich, wenn ich es ihnen sagen würde, würde ich es machen. Aber was hab ich für einen großen Vorteil, wenn das meine Eltern wissen? Außer den Nachteil, dass sie vielleicht jeden Tag einen Rosenkranz für meine Seele beten. Wozu? Nein. Also ich sehe keinen Sinn darin.“

⁵⁷ Andreas R., Jg. 1967, 24.6.2008.

⁵⁸ REPNIK, Geschichte der Lesben- und Schwulenbewegung, 2006, 35–39.

⁵⁹ Offen lesbisch lebende derzeitige Vize-Bürgermeisterin der Stadt Graz.

⁶⁰ Sabine Z., Jg. 1975, 15.4.2008.

Neben „externen Aspekten“, nämlich Rahmenbedingungen, die von Institutionen in Politik, Wirtschaft, Unternehmen, Bildungseinrichtungen etc. bestimmt und getragen werden, spielen auch öffentliche und bekannte Vorbilder eine wichtige Rolle für das Beschreiten von Wegen aus der Unsichtbarkeit von les_bi_schwulem L[i]eben. Dabei darf die Vorbildwirkung, die jede/r Einzelne erzielen kann, nicht unterschätzt werden.

„Drum wäre ich ja auch so sehr dafür, dass sich die Leute outen, auch einfach normal damit umgehen, als ob es das Normalste der Welt wäre, ist es eben leider noch nicht, weil es zu wenige gibt, die sich outen. Weil wenn sich alle outen würden, dann würde jeder ein paar kennen und sobald man jemanden kennt, hat man einen persönlichen Bezug dazu und man denkt ganz anders darüber.“⁶¹

”

„Und was immer sehr angefeindet worden ist und als schlimm oder unmöglich betrachtet worden ist, waren die heterosexuellen Spanner. Aber nicht aus einem sexuellen Hintergrund, sondern einfach aus Sensationsgier. Gehen wir Schwule schauen. Das hat es im Bang immer gegeben. Wenn dann irgendwelche heterosexuellen Pärchen gekommen sind, um sich zu belustigen, weil die Tunten da herumlaufen. Wenn ich bei irgendwelchen Veranstaltungen bin, wo ich das mitbekomme, dass Leute schnippische Bemerkungen machen, sage ich immer: ‚Geht’s heim und schaltet’s den Fernseher ein! Da habt’s mehr Unterhaltung und müsst’s kein Getränk bestellen.‘“

⁶¹ Claudia B., Jg. 1986, 17.6.2008.